

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 7

Artikel: Vom Theater [Schluss]
Autor: Balmer, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Theater.

Von Emil Balmer.

(Schluß.)

Das Singen im Chor in den großen Opern habe ich schon längst abschüßeln wollen. Aber wenn man so begeistert ist für schönen Gesang und gute Musik und sich zudem einbildet, ein wenig Theaterblut in den Adern zu haben, da kann man einfach nicht anders, als immer wieder mitmachen. Und da ich an keiner der beiden Bühnen „Gage“ beziehe, so soll Dir das ein Beweis sein, daß ich nur aus Idealismus dabei bin. Die großen Opern kann ich bald auswendig, aber sie sind mir noch nie verleidet und wie manchmal schon habe ich mich in irgend eine finstere Ecke hinter den Kulissen verkrochen, um dort in aller Ruhe die Elenoren-Ouverture oder das Gralsmotiv zu genießen, besser zu genießen als im Zuschauerraum, wo meistens jemand neben Dir flüstert oder mit Papier knistert. — Und da ich doch nun hinter den Kulissen angekommen bin, so ist zu bemerken, daß es halt doch viel Lustiges und Interessantes zu hören und zu beobachten gibt.

Währenddem sich auf der Bühne das großartigste Drama abspielt, während die „Ortrud“ rast und die „Elsa“ ihre höchsten Töne von sich gibt, schmieden ganz nahe daneben vier Bühnengestellte einen Zaß und auf den Thronesseln, wo vorhin noch der „Landgraf Heinrich“ und die „Elisabeth“ gesessen sind, hocken jetzt zwei Arbeiter in blauen Ueberkleidern und machen „Nüni-zieh's“. Und mag es auch gewaltig donnern und blitzen, mag die Stimme des „Wotans“ noch so mächtig dröhnen und die „Frida“ noch so laut kreischen, deswegen schnarcht Ebi, der älteste der Bühnenmänner, ganz ruhig weiter auf dem Brühildenstein. Auf einmal verändert sich jedoch das friedliche Bild. Es geht dem Aktsschlusse entgegen. Aufgeregt springt der Inspektor umher. Die Bühnenmänner kriechen hervor und schleichen wie die Katzen hinter die vorgeschobenen Kulissen, so daß sie oft in unmittelbarer Nähe der Spielenden sind. Sorgfältig lösen sie alle Haken und Schrauben. Die ganze Bühnenwelt, sei es eine Stadt, ein Schloß oder ein Tempel, hängt nur noch lose zusammen, um zu bersten und zusammenzubrechen im Moment wo der Vorhang fällt. Jetzt beginnt der Umbau. Da mußt Du dich blitzschnell in Sicherheit bringen, sonst wirst Du weggesetzt und in eine finstere Requisitenkammer gestellt. Der Hintergrund steigt hinauf in die schwindelhafte Höhe des Bühnenraums, die Treppe, über die vor einer halben Minute der „Radanes“ so stolz hinabschritt, ist im Nu abgebrochen; Tempel, Säulen, Palmen, alles verschwindet urplötzlich; der Boden öffnet sich und fährt mit dem ganzen „Venusberg“ in die Versenkung. Neue Bäume und Häuser erstehen aus dem geheimnisvollen Dunkel der Unterwelt oder schweben von oben herab — Geisterfrauen puzen in aller Eile den Boden — der Bühnenmeister erteilt fortwährend Befehle im Fäusterton — jemand pumpt süßen Parfüm in den stauberfüllten Bühnenraum — es klingelt — in höchster Eile springt noch einer auf die Bühne und bringt dem „Lohengrin“ sein Schwert — es wird dunkel — der Vorhang teilt sich lautlos und Sänger und Orchester fallen ein! Und der ganze Rummel hat nur wenige Minuten gedauert! — Trotz dieser aufregenden Momente bleiben zum Glück die meisten Künstler sehr kaltblütig. Da wartet die Hochdramatische auf ihr Aufreten und ist in aller Gemütsruhe eine Orange. Der Inspektor eilt herbei: „Aber um Gottes willen Fräulein L..., in einer Minute müssen Sie auf die Bühne und jetzt essen Sie noch eine Orange!“ — Sie tut, als ob sie nichts hörte, kaut ruhig weiter an der saftigen Frucht und eilt im richtigen Momente auf die Bühne, um den „Siegfried“ zu umarmen! — — — „Tannhäuser“ wird gespielt. Ich spazierte in einer Pause durch den langen Gang vor den Garderoben vorbei. Eine Tür ist offen. Was sehe ich? Sitzt da unsere Primadonna als „Venus“ in ihrem rosafarbenen und

reich mit Rosenguirlanden geschmückten Schleiergewand und — strickt! Strickt emsig Strümpfe für ihren Sprößling! Die goldrote Perrücke mit all dem Schmuck und den Blumen hat sie abgelegt und ihre Haare sind ganz „muß“ zusammengeknäuel! Ein rührender, unvergeßlicher Anblick, diese auf der Bühne so „bestrickende“ und hinter der Bühne so ärschig „strickende“ Venus! — — —

Ich mag nicht leiden, wenn man über die Schauspieler und Sänger oft so geringschätzig urteilt. Diese Leute sind sicher nicht besser und nicht schlechter als wir andere Sterbliche. Das „Theaterleben“ ist eben ihr Beruf und sie müssen ihn ausüben, auch wenn es ihnen nicht „drum“ ist. Sie haben ihre Sorgen wie wir, vielleicht noch mehr dazu, und sie müssen oft lachen und singen, wenn Kummer und Leid sie bedrücken.

Der lyrische Tenor hat seinen großen Tag. „Hoffmanns Erzählungen“ werden gespielt. Man spendet ihm reichlich Beifall und Blumen — in den Logen hört man: „So schön wie heute hat der S... überhaupt noch nie gesungen.“ — Und doch war es dem armen Künstler so gar nicht ums Singen und Schwärmen zumute. Er singt und spielt wohl, aber seine Gedanken sind zu Hause, wo seine Frau wacht und weint beim todkranken Kind. — — —

Die Opersoubrette glänzt durch ihre schöne Stimme — man klatscht ihr auf offener Szene zu. In der Pause erhält sie die Nachricht vom Tode ihres Vaters. Sie bricht zusammen. Kollegen bringen sie in die Garderobe. Der Herr Direktor kommt: Liebes Fräulein B..., nehmen Sie sich zusammen... Sie begreifen... die Vorstellung muß sonst unterbrochen werden... Endlich tritt sie wieder an zum dritten Akt. Rote Schminke bedeckt ihre bleichen Wangen, schwarze Kohlenringe ihre verstärkten Augen, niemand vom Publikum ahnt, was sich inzwischen abgespielt. Man war höchstens unwillig über die etwas lange Pause. Und wieder trillert und singt und jubiliert die Soubrette — wieder beklatscht und beneidet sie das Publikum! Endlich ist die Oper zu Ende. — Die Sängerin stürzt in ihre Garderobe — jetzt kann sie weinen, jetzt ist es ihr endlich erlaubt, ihrem Schmerz Luft zu machen. Und gewaltsam bricht er hervor! — Ich höre noch die schrecklichen Schreie, die durch alle Bühnenräume tönten! — — —

Es ist in der „Götterdämmerung“. Die „Brühilde“ schwingt die Fackel gegen den Scheiterhaufen, wo der tote „Siegfried“ liegt. Da fällt von der Fackel ein Tropfen brennendes Pech auf ihren weißen Arm. Sie zuckt zusammen, singt aber mit Glanz ihre große Totenfäze zu Ende. Als der Vorhang sich senkt, da jammert sie laut auf. Man eilt herbei und versucht ihr zu helfen. Vor Schmerz verzerrt ist ihr Gesicht. Donnernder Beifall tobt ununterbrochen im Zuschauerraum; stürmisch wird der berühmte Gast, der einst Mitglied unseres Theaters war, an die Rampe gerufen. Sie muß wohl oder übel dem Ruf Folge leisten. Lächelnd nimmt sie die Huldigung und den Blumenregen entgegen, aber sobald sie hinter den Vorhang kommt, so jammert sie zum Erbarmen, denn die Brandwunde ist tief und schmerzt sie sehr. Zehnmal noch muß sie vor die Leute treten und lächeln, um nachher aufs neue zu jammern! — —

Der erste Bariton ist der Held des Abends. Er singt und spielt aber auch wunderbar. In den Pausen jedoch fällt mir auf, wie er so still und bekümmert in einer Ecke sitzt und vor sich hinschaut. Als ich ihn frage, ob er denn heute mit sich nicht zufrieden sei, da klagt er: „Ach, meine Gasrechnung, meine Gasrechnung! Ich kann sie einfach nicht bezahlen! Jetzt ist die Saison bald zu Ende und ich habe keinen Kappen Geld ersparen können; jetzt habe ich mich für einige Wochen als — Teppichreiniiger „engagieren“ lassen, nur damit ich und meine Familie leben können!“ — Ich wollte es ihm nicht glauben, mußte mich aber doch davon überzeugen, daß er die Wahrheit sprach! — Von allen diesen Sachen, die ich persönlich miterlebt, ahnten

natürlich die Zuschauer nichts. — Nun müssen die Künstler aber auch oft ernst und traurig auf der Bühne sein, wenn sie lieber lachen und scherzen möchten. Auch davon merkt das Publikum gewöhnlich nichts.

Es ist eine der schönsten Szenen des „Lohengrin“. Feierliche Stille herrscht im ganzen Haus, kein Mäxchen ist hörbar aus der Menge. Ritter Lohengrin ist in seiner blendenden Rüstung ans Land gestiegen, hat eben den Schwanengesang gelungen und soll nun dem fort schwimmenden Schwan noch nachwinken. Die Maschinerie funktioniert nun aber nicht rechtzeitig genug. Ungeduldig sagt plötzlich der strahlende Glasritter auf gut Schweizerdeutsch: „Machet doch da ch... Charre gly einisch z'gab!“ —

Wir sind am Schlusse der „Heiligen Elisabeth“. Ritter, Krieger und Volk knien am Katafalk, wo die tote Heilige aufgebahrt ist. Wie eine wirklich Gestorbene liegt die Heldin da. Kerzen und Fadeln brennen ringsum. Es ist ein düsterstes, ergreifendes Bild — aber kaum haben die beiden Teile des langsam sich senkenden Vorhangs sich berührt, da erhebt sich die „tote“ Elisabeth und fragt ganz munter und lebensfroh: „Wo gehn wir heute abend hin?“

Daß oft auch Künstler zusammenarbeiten müssen, die einander nicht sonderlich sympatisch sind, ist begreiflich. Einmal kam ich aber dazu, wie zwei Sänger vor der Vorstellung einander direkt beschimpften, und nur dem Dazwischentreten von Kollegen war es zu verdanken, daß ihr Zank nicht in Tätlichkeiten ausartete. Nun wollte es aber der schlimme Zufall, daß die zwei Kampfhähne sich zehn Minuten später auf der Bühne umarmen mußten und schmeiherlich aus innerstem Herzen sang einer zum andern: „O teuerster Freund...!“

Noch viele solche Mysterien könnte ich Dir erzählen, ich bin aber schon so lang geworden, daß ich den Rest auf ein andermal verpare. Und nun wünsche ich Dir und den andern recht viel Vergnügen zum „Theaterlen“. Mit freundlichen Grüßen verbleibe ich
Dein Emilio.

Die Blumenvase.

Novelle von Alwin Rudolph.

Der erste Geburtstag in ihrer jungen Ehe sollte ein großes Fest werden. Warum auch nicht? Die Hochzeit war nur in engster Familie gefeiert worden; denn die Geldausgaben waren ja kaum zu bestreiten gewesen. Jetzt konnten sie sich eher rühnen. Von ihrem Mann hatte Lisi Knispel eine kostbare Blumenvase bekommen, nur für sie, auf ihren Arbeitstisch, und jetzt hatte sie ihre alten Jugendfreundinnen um den würdig ausgestatteten Kaffeetisch versammelt.

Da saßen sie nun um eine Tafel köstlicher Sachen, in deren Mitte das Geschenk des Eheherrn prangte, das aber in der Glut der Konditorfüste fast versank. Die übrigen Gaben waren auf dem Schreibtisch aufgebaut, Zuckerdose, Salztreuer, Käseglode, eine Schale mit der Aufschrift „Frisches Obst“, und was es an blendenden Dingen mehr gibt. Das große Wunder waren aber doch die Kuchen.

„Ach Lisi, das hast du alles selbst gemacht? Ja aber, wie hast du nur all die schönen Kuchen fertig gebracht?“

„Nicht wahr? Das hätte mir früher niemand zugetraut? Ich auch nicht! Doch, das gibt sich alles von selbst. Und es macht einem noch Freud so im eignen Haushalt zu schaffen. Immerhin, es war schon ein Stück Arbeit. Aber wenn man nur will, kann man alles. Das hat mir mein Theo beigebracht, und ich sage euch, es stimmt auch. Wo hätte ich früher daran gedacht?“

„Aber wo hast du nur die Zutaten her, jetzt in der Zeit?“

„Na, das ist auch so eine Geschichte. Das hat was gekostet.“

„Es ist aber auch kostbar. Und alles selbst gebacken.“

„Na Kinder, das kostbarste ist doch die Blumenvase,“ drehte die Frau Knispel das Gespräch um und aller Blicke gingen auf die Porzellanvase in der Mitte des Tisches. „Und ich sage euch, wie mein Mann damit ankam? Er

hat sie getragen wie ein rohes Ei und in der Elektrischen gehütet bei jedem Rud, daß er ordentlich froh war, endlich zu Hause zu sein.“

„Die ist ja auch wunderbar,“ pflichtete Nenni, die Jüngste bei, und eine andere bestätigte: „Und diese feine Malerei.“

„Und ich sag euch, die Verhaltensmaßregeln, die er mir all gegeben hat? Es war ja aber auch ein Sammer, wenn die hinüberginge.“

„Ach ja,“ nickten sie alle. „Aber denk doch, da hast du doch eine ewige Freude dran.“

„Na, wenn ich die zerschüge, ich glaub, ich überlebte es nicht. Solch teures Stück! Ist doch Handmalerei.“

„Ach, Handmalerei?“ Die Nenni sagte danach.

„Ach Nenni, werf sie nur nicht hin. Laß sie lieber stehen,“ mahnte die junge Frau und ihre Stimme zitterte.

„Aber ich bin doch kein Kind mehr. Ich will nur mal sehen.“ Und sie nahm sie und betrachtete die Malerei, sah in das Innere und dann auf den Boden und las: „Rosenthal.“

„Ja, eine Rosenthal. Na, das sieht man doch schon,“ wandte sich Lisi Knispel an die andern. „Dazu braucht man sie nicht erst in die Hand zu nehmen.“ Ihre Hände krampften sich an der Tischkante fest. „Meine Monatsfrau habe ich nicht aus den Augen gelassen, daß sie ihr ja nicht zu nahe kommt. Die war schon ärgerlich und meinte, das war gar nichts Praktisches solch kostbares Geschenk. Das sollte als Luxus versteuert werden.“

„Was? So eine Person! Als ob man nicht schon genug zahlte.“

„Ach, ich sag euch, das ist überhaupt ein Original. Was die auch alles sagt. Aber sie weiß es gar nicht.“

„Aber das sollte man sich verbitten.“

„Das macht mir ja nur Spaß. Und dann mußt du froh sein, daß sie kommt.“

Die Nenni wollte die Vase weiter geben. Aber ihre Nachbarin wachte ab. „Nein nein, stell sie lieber wieder hin.“

Die junge Frau mahnte ebenfalls dazu und atmete erleichtert auf, als das gute Stück wieder in der Mitte des Tisches stand. Sie rückte noch mit ihrem Stuhl ab, aus Vorsicht, und die andern taten es ihr nach. —

Zum Abend waren die lieben Verwandten geladen. Sie brachten Kinder mit. O diese Kinder! Die Tilli war so nervös. Sie ruderte fortwährend mit den Armen und paddelte mit den Beinen. Der Hans war der Urbeutone, weil er nur so von Kraft strotzte. Da jedem so etwas aufgeredet war, bildete es eine Gefahr. Und weil Lisi mit der Kochfrau und der Mutter in der Küche das Essen herzurichten hatte, war die Ueberwachung des Juwels dem Manne anvertraut und ihm extra dringend ans Herz gelegt worden.

Und er wachte über sie. Mehr aber über die Kinder. Keines durfte sich an den Tisch wagen, und wenn sich eines auch nur wandte, wurde es schon vermahnt. Zuletzt kam man überein, die kleinen Leute seitlich an einen besondern Tisch zu setzen. Da konnten sie sich denn nach ihrer Art vergnügen und die Großen waren weniger behindert.

Hier ging jetzt die Vase von Hand zu Hand. Und während jeder das Stück nach Größe und Gewicht prüfte, dabei erwog, wieviel und was für Blumen da hinein gehörten, gab er zugleich mit einer Zahl sein Gutachten ab.

Der Schenker sah lächelnd dabei, konnte sich in den von den Lobpreisungen ausgehenden Strahlen und schüttelte bei jeder Wertschätzung mit überlegener Geringschätzung für die andern den Kopf.

Nur einmal sandte er mißbilligend einen Blick des Vorwurfs zu dem Onkel, als dieser zu äußern wagte, noch dazu mit dem Brustton innerster Ueberzeugung: „Kinder, die hat er unter der Hand bekommen. Gebt sie mir mal.“

(Schluß folgt.)